

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1905)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat im tropischen Afrika den ersten Versuch mit einer grossen Kultur- und Eroberungsbahn gemacht. Es hat diese Bahn aber nicht „ins Blaue“ hinein gebaut, sondern reiflich erwogen und trotz der ursprünglich rein strategischen Bedeutung ihr auch eine kulturelle und wirtschaftliche Seite abzugewinnen gewusst. Ob andern Nationen mit ihren afrikanischen Tropenbahn-Projekten ein ähnlicher Erfolg sich zeigen wird, das wird die Zukunft lehren. Entscheidend war für den englischen Erfolg jedenfalls das, dass diese wichtige Arbeit nicht von einer kapitalistischen Unternehmergruppe, sondern vom Staate selbst inszeniert und in Ausführung gebracht wurde.

Kleine Mitteilungen.

Ein Nachtquartier in den Cordilleren. (Von *M. Garben*.) „Eine kleine Episode einer Tour, welche ich zu Pferd durch Südamerika unternahm, dürfte auch Sie interessieren,“ sagte einer meiner Freunde abends beim gemütlichen Plaudern und fuhr dann fort:

„Ich war mit meinem Peon (Knecht), dem einzigen Reisegefährten, und vier Pferden am Bahia-Blanca bis fast an die Südgrenze des argentinischen Territoriums Neuquen gekommen, befand mich also inmitten der grossen Ausläufer und Quergebirge der südamerikanischen Cordilleren, um über dieselben nach Chile zu gelangen.

Von sieben Uhr morgens ab waren wir an dem bewussten Tage im Sattel, hatten zwei Stunden Mittagspause gehalten, und kamen abends gegen fünf an einen Engpass von kaum zwei Meter Breite. Die etwa fünfzig Meter steil in die Höhe strebenden Felswände bildeten im Innern der Schlucht die wunderbarsten Formen, die Beleuchtung war Zwielflicht und beständig sickerte eiskaltes Wasser auf den Grund. Hierdurch bildet sich ein kleiner Gebirgsbach, der uns bei dem ziemlich steilen Aufstieg mit rasender Schnelligkeit schäumend entgegensprang, das im Wege liegende Geröll brausend umspielend. Am Eingang standen wir einen Augenblick und überlegten: war dies ein Weg oder keiner; war dies ein schmaler Pfad durch eine Felswand, von dem man uns gesprochen hatte, oder nicht? Schon vorher zweigten sich verschiedene Reitspuren ab, hatten wir den rechten übersehen? Dies war ein Bach, kein „Weg“. Nun, wir entschlossen uns, in die Spalte hineinzureiten, in der Ueberzeugung, über kurz oder lang vor einem unüberwindlichen Hindernis zu stehen. Die Luft war schneidend, ein nasskaltes Halbdunkel umfing uns, die fortwährend im Zickzack führende Spalte erzeugte das Gefühl, als seien wir in einem Labyrinth. Bei jeder Biegung schienen wir vor dem gefürchteten Schluss zu stehen. Es wurde allmählich ganz finster, die Pferde brachen fast bei jedem Schritt zusammen, sie waren in der Pampa geboren und kannten kaum Steine; nun mussten sie uns auf diesen scharfen Cordillereufelsen tragen. Wir selbst hatten auch genug vom Reiten für heute und doch war

nirgends ein Zeichen, dass wir diesen Felsmassen je wieder entrinnen würden. Ueber zwei Stunden ritten wir in diesem Pass. Endlich versiegte jedoch der Bach zu unsern Füßen; die uns wie ein Eisumschlag umfassende, die Kleider durchtränkende feuchte Luft bekam einen trockenen wärmeren Hauch. Der Spalt erweiterte sich langsam und liess uns in ein circa 200 Meter breites, mit Pampagras bestandenes Tal blicken, welches hohe, ebenfalls mit Gras bewachsene Gebirge einschlossen. Wir waren also doch auf dem „rechten“ Wege. Aber von dem Rancho, den wir abends erreichen sollten, war nichts zu sehen. Das letzte Tageslicht stillverglomm, die Firsten der Gebirge scharf beleuchtend, im Tale war es schon dunkel. Wir ritten über die Wiese, um an jener Seite abzusatteln, falls wir dort keine Spur von Menschen fänden. Die ermatteten Pferde hatten dort Gras zu fressen, und wir gedachten, uns die beiden Flügel eines am Mittag geschossenen Strausses am Kohlenfeuer zu braten. Kaum waren wir aber von den Pferden gestiegen — die erkälteten nassen Glieder waren ganz steif — als in unmittelbarer Nähe ein Hund anschlug. Sofort sassen wir wieder auf, selbst die Pferde schienen elektrisiert und ritten dem Schall nach. Durch einen schmalen Durchgang gelangten wir auf ein Plateau, von welchem uns ein kleines Licht entgegen drang. Darauf zureitend, fanden wir, kaum hundert Schritt von dem Platze, auf dem wir halten wollten, den beschriebenen Rancho.

Auf das wütende Hundegebell trat der Patron heraus und nachdem wir hübsch um Unterkunft gebeten hatten, wurden wir aufgefordert, abzusteigen. Na, zweimal brauchte er das nicht zu sagen! Wir nahmen den armen Pferden schnell das Sattelzeug ab und liessen sie ohne jede Koppelung laufen. Sofort trotteten sie ab, sich ihr Futter selbst, wie gewohnt, zu suchen.

Wir waren bei einem Chilenen, Namens Torro, der uns Fleisch und Milch anbot, was wir mit grossem Dank annahmen. Während nun sofort ein Hammelbraten an den Spiess gesteckt wurde und über dem in der Küche befindlichen offenen Feuer röstete, wärmten und trockneten wir gleichzeitig unsere durchgefrorenen Glieder ebendasselbst.

Die Küche ist im argentinischen Lande der „Empfangssalon“ für Fremde, zumal wenn sie erst nach Sonnenuntergang eintreffen, sie ist aber auch gleichzeitig der „Schlafraum“ für diese, denn in das Haus des Rancho lässt der Hiesige höchstens distinguierte Fremde, zu denen wir erst am Tage gezählt wurden. Dann wurden an das Feuer die Stühle, Ochschädel, herausgeholt, die Schädel in die Erde gebohrt, wenns hoch kommt mit einem Fell oder dem Poncho bedeckt. Ein roher Bratspiess und ein rauchgeschwärzter Kessel sind das einzige Inventar dieser Küche, in welcher der Argentinier Stunde um Stunde, ja halbe Tage hockt, den Asado drehend und essend, seinen Mate saugend.

Unser Wirt machte ein sehr betrübtes Gesicht, trotzdem wir mit den gereichten Vorräten sehr zufrieden waren. Er machte uns verständlich, dass er auch nicht ein bischen Yerba mehr im Hause habe, uns also auch keinen Mate anbieten könne. Dies Getränk ist ja fast identisch mit dem ersten Willkommen im Hause Argentinens, sowohl in der Reichshauptstadt, als in dem entlegensten Rancho, trotzdem es der Neuling im Lande nicht selten für polizeiwidrig findet.

Unserem Chilenen wurde es also sehr schwer, uns diese Meldung machen

zu müssen; seine Freude kannte daher keine Grenzen, als wir ein Pfund des edlen Trankes auspackten und ihm übergaben. Wir waren nun sofort „sehr Freund meiniges“, würde der Polack sagen. Sofort wurde Theewasser gekocht und bald kreiste die Bombilla. Die Yerba wird aus der paraguayschen Eichenrinde hergestellt, ist herb, bitterlich, mild zusammenziehend, wird in besseren Kreisen stark mit Zucker gesüsst. Die Zubereitung und das Trinken ist ebenfalls eigenartig: Das Theepulver wird in einen ausgehöhlten trockenen Kürbis getan, eine Metallröhre mit starkem, siebartigem Saugrohr in die Masse gesteckt, kochendes Wasser darüber gegossen und nun gesogen, wie man in der zivilisierten Welt den Eiskaffee lutscht. Nur ein ganz kleiner Unterschied ist dabei; es giebt nur einen Kürbis und eine Bombilla (Saugrohr), welche also freundschaftlichst von Hand zu Hand, von Mund zu Mund wandert: Gast, Peon, Patron, Donna de la casa (Hausfreund, Kind und Kegel) — wer gerade da ist, eine Gemeinschaft, vor der dem gemeinen Europäer grausen kann. Jedoch — man lernt das alles und der Thee ist, besonders nach solchen Touren, unübertrefflich und stärkend.

Als wir auf diese Weise Hunger und Durst gestillt hatten, verliessen uns unsere Wirte, und wir legten uns zur wohlverdienten Ruhe nieder, nach Landessitte auf den Erdboden, den Sattel als Kopfkissen, die eigenen Decken als Unter- und Oberdecken.

Der Unkundige wird vermuten, dass das Haus des Rancho eine gute Einrichtung, wenn nicht gar Schätze bergen müsse, da die Fremden so eifersüchtig fern davon gehalten werden. Weit gefehlt! Es ist nichts anderes darin wie in der Küche, nur fehlt der Feuerplatz und statt der Sättel in einer Ecke steht ein flaches Holzgestell, dessen gekreuzte Beine mit einem Segeltuch überspannt sind, als Lager. Als Tisch ist höchstens eine alte Kiste vorhanden, als Stühle darum Ochenschädel in malerischer Unordnung herumliegend. Der wertvollste Besitz eines solchen Kampierraums ist sein Sattelzeug.

Kaum hatten wir uns zum Schlafen niedergelegt, als vor dem Hause ein förmliches Kriegsgeheul erschallte. Man hörte Hufgestampf, Hundegebell, Menschengeschrei, das in dem hohen Gebirge überall wiederhallte, als wollte Wotan mit seiner wilden Jagd der Abwechslung wegen einmal die Cordilleren abpürschen. Wir waren wie der Blitz hoch, Gewehr im Anschlag, denn es klang gar grausig. Sicher war unser letztes Stündlein da. Als wir eben hinaustraten, verhandelte unser Wirt schon mit Wotans Heer und siehe, das Ganze entpuppte sich als eine Horde von siebzehn Mann echter südamerikanischer Indianer in schreckenerregendem Aufzug, welche — auf ihre Art — höflich ebenfalls um Obdach baten.

Selbstredend wurden sie gleich uns aufgenommen, denn Gastfreundschaft ist die schönste Zierde des Südamerikaners.

Sofort wurde wieder der Spiessbraten am Feuer gedreht, der Mate kreiste und wir schauten wohl oder übel von unserem Lager aus dem Treiben zu. — Man muss sehen, wenn solch ein Indianer oder Gaucho am Feuer auf dem Ochenschädel sitzend den Spiessbraten verzehrt. Er braucht nicht Tisch, nicht Gabel, nicht Mundtuch! — Ein Messer hat jeder bei sich und zwar nicht zu klein, so 30 bis 40 Centimeter lang ohne Heft. Es wird im Rücken quer durch den Gürtel gesteckt getragen und taugt zu allem. Auf der Stiefelsohle gewetzt, am Beinkleid abgewischt, ist es sowohl Esswerkzeug,

als Waffe und Handwerkszeug. Eine Eleganz liegt in den Bewegungen, eine Vornehmheit und Sicherheit, die Niemand glauben kann, der diese für Europäer entsetzliche Art zu essen nicht selbst gesehen hat. Der Spiessbraten wird mit der linken Hand am Knochen angefasst, mit dem auf obige Weise gewetzten grossen Messer eine Rippe davon abgelöst, mit den Zähnen in das duftende heisse Fleisch gebissen und mit demselben Messer dicht vor dem Munde durchschnitten. Salat, Kartoffeln, Brot und dergleichen „no hay“ (hat's nicht!). Fleisch gibt's in Argentinien genug überall, aber Brot oder sonst dergleichen nicht. Was der arme Europäer zu wenig hat, ist hier überreichlich, was aber dort jeder wenigstens noch zu essen hat, ist hier eine Seltenheit, eine Delikatesse — Kartoffeln und Brot.

Nun aber kam's!

Die siebzehn Mann Indios, ruppiger aussehend als der verwegenste Rinaldini, legten sich friedlich, soviele nur irgend Platz fanden, mit auf den Boden unserer engen Hütte und bald lagen wir friedlich Mann an Mann, ein fürchterliches Konzert verbrechend. Uebrigens so sehr friedlich war mir gerade nicht zu Mute in dieser Sippschaft, aber die Uebermüdung nach dem anstrengenden Ritt schloss schliesslich auch meine Augen auf die Gefahr hin, dass ich sie nie mehr aufzumachen brauchte! Im Einschlummern bestärkte mich eine Gitarre, welche ein rauher Wilder, der offenbar noch nicht schlafen mochte, an der Tür unserer Küche schmelzend handhabte. Sollte man's glauben, diese Gesellen reiten nie ohne Wimmerholz!

Beim ersten Sonnenstrahl wurde ich durch das nicht eben leise Aufbrechen meiner Schlafkumpane geweckt und kam kaum dazu, mich zu wundern, dass ich noch lebte. Bei dem schnellen Aufpacken meines Lagers fielen mir meine Pferde ein, die doch zum mindesten von den teilweise schon abgerittenen Indianern mitgenommen waren! Wie erstaunte ich daher, die Gäule schon vor dem Hause angebunden vorzufinden, in der Nähe einiger grinsenden Wilden, welche unsere Tiere mit den ihren eingefangen und uns zugeführt hatten! Kaum konnten wir ihnen noch „muchisimas gracias“ sagen, als sie uns fröhlich zuriefen: „adios señores!“ sich aufschwangen und mit wildem Geschrei ihren Kameraden im gestreckten Galopp folgten. Und wer waren diese wild aussehenden, friedfertigen Gesellen? Echte Indianer, die nach dem benachbarten Territorium Rio Negro ritten, um dort bei den grossen Estancieros die Schafe zu scheeren! So weit sind diese wilden Gesellen schon gezähmt.

Da wir nicht so früh aufbrechen wollten, hatte ich jetzt Zeit, die wundervolle Lage dieser elenden Hütte zu beschauen. Sie war an eine hohe Felswand angelehnt, und von der Haustüre ab durfte man kaum zehn Schritte machen, um an einem scharf absteigenden Berghange zu stehen, über welchen trotz seiner Schroffheit, ein Pfad im Zickzack zu Tale führte. Dort hinunter waren vorhin die Indianer gejagt, und auch wir mussten denselben reiten, waren aber so vorsichtig, die Pferde am Zügel zu führen. Wer die Schnurre im Bodetal kennt, kann sich ungefähr ein Bild von diesem Absturz machen, der aber etwa noch einmal so tief und viel breiter ist. Unten brauste ein Gebirgsstrom, gegen den die Bode ein Kind ist, der eher Aehnlichkeit mit norwegischen Strömen besitzt. Auf dem andern Ufer steigen wieder Gebirgsmassen auf, welche, mit Cypressen bewaldet, die Höhe auf der wir standen,

um Vieles überholten. Dies Bild, beleuchtet von der Morgensonne, welche ferne Schneegipfel in allen Farben aufleuchten liess, werde ich nie im Leben vergessen.

Jetzt sagten wir unserm Chilenen auch bald Lebewohl, ritten immer weiter in die immer mächtiger sich auftürmenden Gebirgsmassen der „argentinischen Schweiz“ hinein; von einem Rancho oder Hirten zum andern, deren wir jetzt oft tagelang keinen mehr sahen. Also auf gut Glück, aber mit Glück rastend, wo wir ein passendes Plätzchen fanden, essend, was wir schossen, bis wir schliesslich unser Ziel, die Stadt Victoria, erreichten.

Wanderungen und Fahrten in Santa Catharina. (Von *Dr. Aldinger.*)

Zwischen Felsen und Farrenkräutern stehe ich auf der Höhe der Subida-Steige. Der landschaftlich schönste Anblick der Kolonie Blumenau bietet sich dem Auge dar. Tief zu Füssen liegt das Itajahy-Tal, tief eingeschnitten in die fast senkrecht abfallenden Bergwände der Serra do Mar. Der Fluss durchbricht hier in engem Bett, über zahlreiche kleine Saltos sich stürzend, den Hauptkamm des Gebirges, um dann im breiteren Tal, das von bewaldeten Höhen umsäumt ist, seinen Lauf bis ins Meer fortzusetzen. Beim Städtchen Itajahy, dem Hafenort für Blumenau, vollzieht er die Vereinigung mit dem Ozean. Leider hat er eine Sandbarre vor sich geschoben, die nur kleineren Schiffen einen schwierigen Eingang gewährt. Von der Subida auf halbem Weg zum Meer strömt er vorüber am Stadtplatz Blumenau und ist Zeuge der bewundernswerten Kulturarbeit der Deutschen im brasilianischen Urwald.

Da man die Talstrasse durch die enge Oeffnung des Gebirgsdurchbruchs nicht legen wollte, so liess man sie in vielfachen Windungen nach Einmündung des Subidaflüsschens die Höhe erreichen. So entstand die für Santa Catharinenser Wegverhältnisse ganz aner kennenswerte Subida-Steige, natürlich nicht chaussierte Kunststrasse, aber doch ein ganz reit- und fahrbarer Weg. Ich bin ihn hochgewandert, wie der deutsche Tourist gern einen Weg macht, der Aussicht und Ueberblick verheisst. Freilich die „Tropeiros“, die Führer der „Tropas“, der Maultierzüge, die mit Tabak, Käse, carne secca (Trockenfleisch), Häuten vom Kamp, dem rückwärts liegenden Hochland kommen, sie mustern vom schöngeschmückten Pferd oder Maultier herunter solchen Wanderer mit eigenartigen, verständnislosen Blicken. Tut nichts; ich habe umsomehr meine Freude an der Tropa, in der die bepackten Mulen in langem Zuge, eine hinter der anderen, in malerischer Weise dahinziehen. Da nämlich die Strasse nicht bis zum Hochland, nach Garitibanos, ausgebaut ist, sondern nur bis zum Einfluss des Südarms des Itajahy in den Hauptarm reicht, so ist ein Wagenverkehr nicht möglich. Das Sattelzeug der Tropeiros ist oft höchst einfach, eine Decke, ein Schaffell oder auch richtiger Sattel; reich ausgestattet mit Beschlägen ist aber jederzeit das Kopfgeschirr der Reittiere. 1000 Saumtiere im Jahre vermitteln den Verkehr zwischen dem Kamp und dem Blumenauer Tal. Jedes Tier trägt durchschnittlich 6 Arobben (180 Pfund). Es ist der Reiz des Ursprünglichen, des Primitiven, der auch bei dieser Beförderungsweise den kulturgewöhnten und überwöhnten Europäer fesselt. Derselbe Reiz der unberührten Natur umfängt mich, wenn der Fuss eindringt in die dichten Urwälder, in denen die Hand mühsam mit dem Facao (Buschmesser) sich Bahn schlägt. Unermesslich dehnen sich, von der

Subida aus gesehen, die Waldungen; geradeaus die Kämme, welche den Itajahy und dessen Nebenflüsse, den Rio Beneditto und Cedro, Rio Testo u. a. begleiten. In den Tälern und Falten des Gebirges, dem Geäder der Wasserläufe entlang, liegen die deutschen Kolonien, deren Vorort der Stadtplatz Blumenau, am äussersten Ende des Bezirks flussabwärts, mit 1200 Einwohnern ist, während in dem ganzen Munizip ca. 45,000 Einwohner, darunter 30,000 Deutsche, leben. Der Kolonialbezirk erstreckt sich zum grösseren Teil über die linke Seite des Itajahy; von hier kommen die genannten bedeutenderen Nebenflüsse, deren Täler und Gehänge den fruchtbarsten Boden darbieten. Hier haben vor allem Pommern das Kulturwerk vollbracht, das den Namen Blumenaus mit Ehren genannt werden lässt. Diese Pommern haben nicht bloss das Deutsche, sondern auch das ihnen geläufigere Niederdeutsch bis auf den heutigen Tag treu bewahrt und gepflegt.

In vielen deutschen Kolonistenfamilien ist darum das Plattdeutsche die Umgangssprache. Im vorigen Jahr hat das Munizip Blumenau sein fünfzigjähriges Stiftungsjubiläum gefeiert, ebenso die Schwester-Kolonialgemeinde Dona Francisca mit dem Städtchen Joinville. Die letztere ist bekanntlich gegründet vom Hamburger Kolonisationsverein von 1849, die erstere von Dr. Blumenau 1850. Beide und das deutsche Volk mit ihnen konnten stolz sein auf das bisher Geleistete. Einen nordamerikanischen oder südafrikanischen Masstab darf man freilich nicht anlegen. Es gab hier in Südbrasilien kein Gold, keine Diamanten, kein Oel, keine Kohle, die eine fieberhafte Kolonieentwicklung hervorgezaubert hätten. Es gab nur undurchdringlichen Urwald, soweit das Auge reichte, dessen Boden gute Ernten gab, wenn erst der Wald geschlagen und geräumt und der Boden bepflanzt war. Ja, nicht einmal ein Weltmarktprodukt wie Kaffee, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr wurde erzeugt, sondern diese Produkte wie die andern, Mais, Knollenfrüchte, wie Aipim, Bataten, Kolokasia u. a. dienten dem Hausbrauch und dem lokalen Markt. Nur die Butter wurde das Hauptausfuhrprodukt (ca. 1 Million Mark im Wert) nach den mittelbrasilianischen Grosstädten, vor allem Rio de Janeiro. Daher ist auf jeder Kolonie viel Land zu „Past“ (Weide) angelegt, und bieten die Täler mit ihren Weiden und dem darauf gehenden Vieh oft einen geradezu alpinen Anblick. Durch diese wirtschaftliche Lage ist für die mögliche und wirkliche Entwickelung der Rahmen vorgezeigt. Man kann Blumenau und Dona Francisca gut bäuerliche Kreise oder Oberämter heissen, in denen die Ansiedler nicht dorf-, sondern hofweise wohnen, die in ihren Stadtplätzen einen leistungsfähigen Kaufmanns- und Gewerbestand besitzen. Dementsprechend sind die Aussichten für den Einwanderer. Wer in den Urwald ziehen will als Kolonist, der findet sein Brot. Von der Subida-Höhe aus gesehen, dehnt sich ein weites Gebiet zur Linken, das ganze Flussystem des Nordarms des Itajahy, des Rio Hercilio umfassend, ja mit dem Itapocu-Distrikt an Dona Francisca grenzend. Es ist das Hanseatische Kolonisationsgebiet, wo Tausende von Kolonisten angesetzt werden. Wer ein anderes Los sucht als das des Kolonisten, kommt in Santa Catharina ins falsche Land. Auch die Handwerker treiben meist noch Landbau daneben und das brasilianische Kaufmannsleben will erst gelernt und gekannt sein. Also auf dem Gebiet, das der Blick von der Subida umfasst, sind keine Städte mit elektrisiertem Geschäftsleben aus dem Boden aufgeschossen und werden es auch

nicht in absehbarer Zeit. Das ganze wirtschaftliche Leben beruht auf der Landwirtschaft, die allerdings einen eigenartigen, reizvollen Charakter hat. Sie ist primitiv, meist Hack-, nicht Pflugwirtschaft; kein mehrfeldriges, rationelles System, sondern einfeldrige Waldbrandwirtschaft; oft ist der Ansiedler sein eigener Handwerker, sein Haus, die Wirtschaftschuppen baut er selber. Ja, man muss mal selbst an einer Kolonie von 250 m Breite und 1000 m Länge angefangen haben, die Bäume umzuschlagen, zu brennen, zu räumen, zu kapienen (Unkraut vertilgen), zu pflanzen, um das südbrasilianische deutsche Kolonisationswerk recht zu schätzen. Doch die Sonne senkt sich gen Westen; der Morra Pelado (Kahler Berg), ein grotesker, vom Wasser ausgewaschener Berg, den der Fluss auf drei Seiten umfließt, liegt schon im Schatten. Es gilt wieder hinabzueilen und das Fahrhaus zu erreichen, von wo am andern Morgen die Wanderung weiter geht nach Kolonie Hansa, Stadtplatz Hammonia, Kolonie Palmenhof, meiner brasilianischen Heimstätte, in deren Bretterhütte jeder alldeutsche Tourist, der statt in die Schweiz oder nach Norwegen zu gehen, das gesunde Südbrasilien durchwandert, willkommen ist.

Amazonas. Der fast 6000 km lange Fluss bewässert allein in Brasilien ein riesiges Gebiet, Amazonia brasileira genannt, von 3,046,730 □ km, während das ganze sogen. Amazonasbecken 6,430,000 □ km beträgt. Der Rachen dieses Flusses, aus welchem er an der Mündung riesige Wassermassen in den Ocean ausspeit, hat eine Breite von 60 Leguas.

Am Fusse der Stadt Obidos in Pará hat der Amazonas die kleinste Breite, nämlich 1892 m. Hier aber erreicht er seine grösste Tiefe, welche 70—90 m beträgt. Ist es gewiss nicht übertrieben, dass er an dieser Stelle in einer Sekunde $70 \times 1892 = 132,440 =$ rund 100,000 m³ abgiesst, so folgt daraus, dass die durch die schmale Obidosstrasse vorwärtsgewälzten Wassermassen einen Kubikinhalte von stündlich 360 Millionen und in einem Tage von 8,640,000,000 m³ erreichen. Wollten die Menschen dieses Wasser mit ähnlicher Schnelligkeit befördern, so müsste man Tag und Nacht ohne Aufhören, in jeder Minute 4 Eisenbahnzüge, deren jeder 80 Waggons führte, expedieren. Was für ungeheure Zahlen würden wir erhalten, wenn wir die täglich in den Ocean beförderten Wassermassen an der Mündung des Amazonas berechnen wollten?

Nebenbei sei gesagt, dass der Amazonas viel besser ist als sein Ruf. Es wird ihm allgemein nachgesagt, dass an seinen Ufern Miasmen des gelben Fiebers erzeugt werden. Und dennoch gehört der Amazonas zu den reinsten Flüssen der Welt. Nach der durch Dr. Frd. Satzer gemachten Analyse zeigte die Themse in England 15—23 hydrometrische Grade*), Loire in Frankreich 5,5⁰, Newa in Russland 6⁰, während der Amazonas nur 4⁰ aufwies.

Was kostet die Entdeckung Amerikas? Im Vergleich zu den Kosten, welche moderne Forschungsreisen verursachen, ist eine aus Archiven geschöpfte Zusammenstellung der Unkosten interessant, die auf die Entdeckung Amerikas verwendet wurden. Hiernach hatte Columbus ein Jahresgehalt von 1600 Lire, und die Kapitane seiner beiden Schiffe erhielten je 900 Lire. Der

*) Auf der Skala des Hydrometers bedeutet der Nullpunkt das absolut reine oder destillierte Wasser.

Sold der Schiffsmannschaft betrug $12\frac{1}{4}$ Lire für den Kopf und den Monat. Die Ausrüstung der Expedition war etwa 14,000 Lire wert. Alles in allem kostet die Entdeckung Amerikas nicht mehr als 36,000 Lire.

Asante. Neuerdings droht ein Konflikt zwischen England und Asante auszubrechen, weil die englische Regierung den goldenen Königsstuhl, das Symbol der alten Asanteherrschaft, mit Hilfe eines Asanteers in ihre Gewalt zu bringen suchte und letzterem, obschon der Stuhl noch im letzten Moment in Sicherheit gebracht werden konnte, die oberste Häuptlingswürde übertrug. Diesen Verräter wollen nun die Asanteer nicht anerkennen, so dass auf beiden Seiten gerüstet wird. Uebrigens ist das berühmt gewordene Möbel nach Aussage eines Nationalgehilfen der Basler Mission nicht aus massivem Golde gearbeitet, sondern aus Holz, mit einer starken Goldplatte überzogen. Es sind auch verschiedene Goldklümpchen daran angeheftet. Die Höhlung in der Mitte des Stuhls ist mit Edelsteinen und Perlen gefüllt, auch hängen an beiden Seiten ziemlich grosse Glocken, fünf aus reinem Golde, zwei aus Silber. Drei goldene und eine silberne hängen auf der einen, zwei goldene und eine silberne auf der andern Seite des Stuhles. Der obere Teil der Glocken gleicht menschlichen Schädeln, die die Schädel der grossen Könige darstellen sollen, die im Kampfe mit Asanteern umgekommen sind. Die wirklichen Schädel dieser besiegten Häuptlinge werden sorgfältig bewahrt, zählen zu den wichtigsten Besitztümern des Asantereiches und stehen unter besonderer Pflege eines vertrauenswürdigen Häuptlings.

China. Die Reformbewegungen in diesem Lande nehmen ihren stetigen Fortgang. Durch kaiserlichen Erlass ist die alte staatliche Prüfungsordnung abgeschafft worden, um das Schulwesen mehr und mehr dem europäischen anzupassen. Eine Kommission von hohen Würdenträgern ist abgesandt worden, um in Europa die Einrichtungen der konstitutionellen Regierung zu studieren. Das Fussbinden ist in manchen Provinzen verboten worden. Der Eisenbahnbau schreitet vorwärts. Die zunehmende chinesische Presse arbeitet darauf hin, neue Anschauungen im Volke zu verbreiten. In Peking erscheint seit Kurzem ein Tagblatt unter dem Titel „Pekinger Frauenzeitung“, das bereits grosse Verbreitung gefunden hat. Es vertritt entschieden den Fortschritt und die Reform. So brachte es innerhalb einiger Tage Artikel über folgende Gegenstände: „Die Absurdität der Geomantie“, „Das Unzulässliche der Tortur zur Erpressung von Geständnissen“, „Beweis, dass die Welt rund ist und sich bewegt“, „Fürsorge für Kinder“, „Wichtigkeit der Treue“, „Barmherzigkeit gegenüber den Tieren“, „Schäden des Opiumrauchens“, „Vorschläge zur Bildung eines Anti-Opium-Vereins“, „Wichtigkeit der Erziehung“, „Liebe zum Vaterland“. Allenthalben entstehen neue Zeitschriften, die in volkstümlicher Sprache die Tagesfragen besprechen. Selbst Lesezimmer finden sich jetzt in Peking in grosser Anzahl, in denen zu gewissen Stunden die Tagesblätter laut vorgelesen und besprochen werden. Falls sich der Vorleser erlaubt, etwas zu Gunsten des Götzendienstes zu sagen, muss er sich's gefallen lassen, dass ihm Schweigen geboten wird. Diese Erscheinung auf dem Gebiete der Presse ist ein grosser Umschwung, denn es ist noch nicht so gar lange her, dass es im ganzen weiten Reich nur *eine* Zeitung gab (die uralte offizielle Pekinger Zeitung).

Schutz des gewerblichen Eigentums in Japan*). — Das gegenwärtige System des Schutzes des gewerblichen Eigentums beruht auf dem Patentgesetz, dem Musterschutzgesetz und dem Markenschutzgesetz vom 1. März 1899. Diese Gesetze traten an die Stelle von drei im Dezember 1888 erlassenen Gesetzen und zeigen diesen letzteren gegenüber einen wesentlichen Fortschritt. Man hat darin die in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen mit Erfolg verwertet und alle diejenigen Neuerungen aufgenommen, die die ausserordentliche Entwicklung von Handel und Industrie und der Beitritt Japans zur internationalen Vereinigung für den Schutz gewerblichen Eigentums erforderlich erscheinen liessen. Die gegenwärtigen Gesetze beruhen darnach auf den von der internationalen Vereinigung aufgestellten Grundsätzen und gewähren Inländern sowie Ausländern ohne Unterschied wirksamen Schutz ihres gewerblichen Eigentums. Sie geben auch demjenigen, der schon in einem der Vertragsländer eine Anmeldung gemacht hat, ein Vorrecht für die gleiche Anmeldung in Japan, und zwar dauert das Vorrecht zwölf Monate für Patente und vier Monate für Muster und Warenzeichen. Um im Interesse des gewerblichen Fortschritts in möglichst einfacher Weise auch diejenigen neuen Gebrauchsmuster, die nicht unter das Patent- und Musterschutzgesetz fallen, zu schützen, wurde im letzten Januar das „Gesetz über neue Gebrauchsmuster“ erlassen. Danach kann die Anmeldung eines neuen Gebrauchsmusters erfolgen durch jeden, der ein neues Muster in bezug auf die Form, Herstellung oder Einrichtung eines gewerblichen Gegenstandes erfunden hat, oder auch durch den Rechtsnachfolger des Erfinders. Die Zeitdauer des Schutzes beträgt für ein Patent 15 Jahre, für ein Muster 10 Jahre, für ein Warenzeichen 20 Jahre und für ein Gebrauchsmuster 3 Jahre, gerechnet von dem Datum der Eintragung in das amtliche Register. Für Patente und Muster ist eine jährliche aufsteigende Gebühr, für Warenzeichen und für Gebrauchsmuster eine einmalige Eintragungsgebühr zu zahlen. In Japan gilt für den Schutz des gewerblichen Eigentums das Prüfungssystem. Jeder Antrag auf die Erteilung eines Patents oder die Vornahme einer Eintragung wird im Patentamt geprüft; wenn der Antrag abgelehnt wird, kann der Antragsteller eine Nachprüfung beantragen. Wenn sein Antrag wieder abgewiesen wird, kann er Klage bei dem Patentgericht erheben, und gegen dessen Entscheidung steht ihm eine Klage bei dem Reichsgericht zu, jedoch nur, wenn es sich um eine Gesetzesverletzung handelt.

Freiherr von Richthofen †. Im letzten Heft der „Mitteilungen“ hatten wir den Hinschied Prof. O. Bastian's zu melden, und schon wieder hat die geogr. Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren, indem am 3. Oktober 1905 der berühmte Forschungsreisende Dr. Ferdinand von Richthofen, Professor für Geographie und Geologie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des Kolonialrates, sowie Direktor des Geographischen Instituts und des Instituts für Meereskunde in Berlin, gestorben ist. Geboren am 5. Mai 1833 in Karlsruhe in Schlesien, studierte er in Breslau und Berlin. 1856 führte er eine geologische Aufnahme des südöstlichen Tirol aus, beteiligte sich dann an den Arbeiten der K. K. Geologischen Reichsanstalt in Wien, begleitete die preussische Expedition nach Japan, China und Siam, besuchte

*) Nach dem vom kais. japan. Finanzministerium herausgegebenen Jahrbuch.

Java, die Philippinen und Hinterindien, Kalifornien und Newada. 1868 ging er nach Schanghai und widmete sich der Erforschung von China und eines Teiles von Japan. Nach seiner Rückkehr war er langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin; die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in zahlreichen Werken niedergelegt.

Grösse und Bevölkerung des britischen Weltreichs. — Im neuesten Heft der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ veröffentlicht Otto Most eine Abhandlung über die Ergebnisse der letzten englischen Volkszählung vom Jahre 1901, die sich auf das ganze britische Reich erstreckte. Das englische Weltreich umfasst 12 Millionen englische Quadratmeilen. Dies bedeutet gegenüber dem Umfang im Jahre 1861 einen Zuwachs von 50 Prozent. Von dieser Fläche entfällt reichlich ein Drittel auf Amerika, auf Europa nur ein verschwindend kleiner Teil. Die Einwohnerzahl dieser ausgedehnten Gebiete beträgt mehr als 400 Millionen, während vor 40 Jahren nur 175 Millionen unter britischer Oberhoheit lebten. Drei Viertel davon wohnen in Asien. Die Einwohnerzahl der britischen Teile von Afrika wird auf 45 Millionen geschätzt. In Amerika werden 7,5 Millionen, in Australien 5 Millionen, in den Mittelmeerbesitzungen weniger als eine halbe Million und in den Vereinigten Königreichen 41,5 Millionen gezählt.

Entdeckung einer wichtigen Handschrift über Island und Grönland. — Die Geographische Gesellschaft in Wien teilt mit, dass der norwegische Gelehrte Dr. A. Bjerno in einer alten Wiener Handschrift einen interessanten Fund gemacht habe. Bei dem Studium von Abschriften der astronomischen Abhandlungen des Wiener Professors Johannes Vogelin aus dem Jahre 1525 fand Dr. Bjerno einen lateinischen Text, der über Norwegen, Island und Grönland genaue geographische Angaben enthält. Es stellte sich heraus, dass der Verfasser dieses Manuskripts der erste Nordpolfahrer und Grönlandsforscher Claudius war. Der berühmte Kartograph war 1388 geboren und hiess eigentlich Claudius Clausson Swart. Die Existenz seines Werkes war längst vermutet, doch hatte man keinerlei Anhalt dafür, wo es zu suchen wäre. Durch diese Handschrift wird die Bedeutung einer Anzahl bisher unverständlicher Ortsnamen in Grönland, Island und an der Nordküste Norwegens aufgeklärt.
(„Leipz. Neueste Nachr.“)

Zeitungen in den deutschen Kolonien. — Die Deutsche Kolonialgesellschaft veröffentlichte folgende Zusammenstellung der in den deutschen Kolonien erscheinenden Zeitungen nebst Angabe der Bezugsbedingungen und Anzeigenpreise:

1. Die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ (früher „Windhuker Anzeiger“) erscheint in Swakopmund wöchentlich, kostet für Bezieher in Deutschland, den deutschen Kolonien und den Ländern des Weltpostvereins halbjährlich 6 Mark und ist wie die übrigen hier verzeichneten Blätter, mit Ausnahme der „Usambara-Post“, bei jedem deutschen Postamt zu abonnieren. Ausserdem wird die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ durch den „Invalidendank“ in Berlin W., Unter den Linden 23, durch Wilhelm Baensch, Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, A.-G., Berlin SW., Lindenstrasse 73, und durch Matthias Rhode & Co. in Hamburg, Grosse Reichenstrasse (Afrikahaus), geliefert.

Der Preis für Anzeigen, die bei den vorgenannten Stellen angenommen werden, ist 50 Pfennig die viergespaltene Petitzeile. Postzeitungspreisliste Nr. 7551.

2. Die „Windhuker Nachrichten“, unabhängige Zeitung für Deutsch-Südwestafrika, erscheinen in Windhuk alle 14 Tage, kosten jährlich 6 Mark und sind durch die Schriftleitung der Filiale Windhuk der Swakopmunder Buchhandlung und die Verlagsbuchhandlung Wilh. Süsserot, Berlin W. 30, Goltzstrasse 24, zu beziehen. Anzeigen werden bei den vorgenannten Stellen angenommen und mit 50 Pfennig für die viergespaltene Petitzeile berechnet; bei grösseren Aufträgen und Wiederholungen wird entsprechende Ermässigung gewährt.

3. Die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ erscheint in Daressalam wöchentlich und kostet für Deutschland und die deutschen Kolonien ausser Ostafrika halbjährlich einschliesslich Porto a) direkt von der Hauptexpedition Daressalam bezogen 9 Mark, b) von der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung, Berlin O., Gubenerstrasse 31, bezogen 8 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostvereins einschliesslich Porto jährlich 16 Rupien oder 20 Mark oder 1 £. Der Preis für Anzeigen, die sowohl durch die Hauptexpedition in Daressalam wie bei der obenerwähnten Berliner Geschäftsstelle angenommen werden, ist 50 Pfennig die viergespaltene Petitzeile. Mindestsatz für ein einmaliges Inserat 2 Rupien oder 3 Mark. Für Familiennachrichten, sowie grössere Insertionsaufträge tritt eine entsprechende Preisermässigung ein. Beilage: „Amtlicher Anzeiger für Deutsch-Ostafrika“. Herausgegeben vom Kaiserlichen Gouvernement von Deutsch-Ostafrika. Postzeitungsliste Seite 80.

4. Die „Usambara-Post“ erscheint in Tanga wöchentlich und kostet monatlich 1 Rupie (1 Mark 34 Pfennig); sie wird durch den Kommunalverband in Tanga geliefert. Anzeigen nimmt die Redaktion der „Usambara-Post“ entgegen. Beilage: „Der Pflanze“, Ratgeber für tropische Landwirtschaft.

5. Die „Tsingtauer Neuesten Nachrichten“ erscheinen in Tsingtau täglich, ausser Montags, und kosten jährlich 15 mex. Dollars. Generalvertreter für Deutschland: G. Schweitzer, E. Busch Berlin SW., Lindenstrasse 47.

6. Die „Samoanische Zeitung“ erscheint wöchentlich in Apia und kostet jährlich 16 Mark. Anzeigen werden nach englischem Zoll berechnet, der erste Zoll 4 Mark, jeder weitere 2 Mark; bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Beilage: „Samoanisches Gouvernementsblatt“, herausgegeben vom Kaiserlichen Gouvernement.

7. Das „Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo“, das am 8. und 23. des Monats in Lome erscheint und vierteljährlich 2 Mark kostet.

Das deutsche Seekartenwerk. — Der deutsche nautische Verein richtete 1900 eine Eingabe an den deutschen Reichstag, die die Notwendigkeit nachwies, jährlich eine Summe zur Bearbeitung deutscher Seekarten für alle Meeres- teile bereitzustellen. Diese Anregung veranlasste das Reichs-Marine-Amt, dem Vermessungswesen grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wurde die Herausgabe deutscher Seekarten und Segelhandbücher für die befahrensten Seewege beschlossen. Die Ausführung dieses grossen Kulturwerkes wird nach einer Schätzung zwei Millionen Mark erfordern und viele Jahre beanspruchen. Seit 1901 sind die Aufwendungen für Hochseevermessungen in der Heimat und für Küstenvermessungen im Ausland wesentlich erhöht worden. In jedem Winter erhielten zahlreiche See-Offiziere Kommandos zur Dienstleistung bei

der nautischen Abteilung des Reichs Marine-Amts, um das grosse Unternehmen zu fördern. Ein Uebelstand war die Verwendung alter ausgedienter Kanonenboote für die hydrographischen Arbeiten; „Drache“, „Albatros“, „Wolf“, „Hyäne“, „Möwe“ dienten als Vermessungsschiffe. Das verzögerte die Arbeiten. Die neuen, eigens für Vermessungszwecke gebauten Schiffe, deren der Reichstag bisher zwei bewilligt hat — der Marine-Etat 1906 wird ein drittes fordern — werden das Werk beschleunigen. Das Reichs-Marine-Amt wird in kurzem das erste Verzeichnis des Seekartenwerks herausgeben. Seit 1901 sind durchschnittlich 50 Karten in jedem Jahr hergestellt worden. Deutschland besass bisher nur eigene Seekarten der heimischen Gewässer und unvollständige Spezialkarten der deutschen Schutzgebiete. („Wiener Zeitung“.)

Deutsche Städte mit über 100 000 Einwohnern:

Aachen	144,110	Hannover	249,619
Altona	167,590	Karlsruhe	111,337
Barmen	155,974	Kassel	120,272
Berlin	2,034,000	Kiel	163,289
Braunschweig	136,423	Köln a. Rh.	425,944
Bremen	214,953	Königsberg i. Pr.	220,212
Breslau	470,018	Krefeld	122,000
Charlottenburg	237,231	Leipzig	502,570
Chemnitz	243,964	Magdeburg	240,709
Danzig	159,088	Mannheim	162,607
Dortmund	175,292	München	538,393
Dresden	514,283	Nürnberg	293,868
Duisburg	191,551	Plauen i. V.	105,182
Düsseldorf	252,630	Posen	135,743
Elberfeld	167,700	Rixdorf	152,858
Essen a. Ruhr	229,270	Schöneberg	140,932
Frankfurt a. M.	336,985	Stettin	230,578
Gelsenkirchen	146,742	Strassburg i. E.	167,342
Halle a. S.	169,640	Stuttgart	246,988
Hamburg	800,882	Wiesbaden	100,944

Der Bosomtsee in Asante liegt südöstlich von der Hauptstadt Kumase einsam und friedlich, zwischen Hügeln eingebettet und von Waldesgrün umsäumt. Kein Strom, kein sichtbarer Zufluss speist ihn und doch nimmt das Gewässer des Sees stetig zu. Die Eingeborenen glauben deshalb, dass in seiner Mitte ein grundloser Brunnen liege und das Wasser aus ihm heraufquelle. Während der Regenzeit stürzen von den steil abfallenden Berghöhen, die ihn umgrenzen, reissende Bäche herab und schwellen die Fluten des Sees an, aber in der trockenen Jahreszeit liegt er glatt und ruhig im Glanze der Tropensonne da. Die vielen Dörfchen, die ihn umlagern, sind ausschliesslich von Fischern bewohnt, die hier in der Abgeschiedenheit der Welt ihrem Gewerbe nachgehen und die Gebiete von Asante weithin mit getrockneten Fischen versehen. Damit aber der Fischvorrat nicht erschöpft oder gefährdet werde, ist der See unter den Schutz eines mächtigen Fetisches gestellt und ihm geweiht. Kein Kanoe darf seine Fluten je durchschneiden und der Gebrauch von Angeln und Fangnetzen ist strengstens untersagt. Man hat deshalb eigen-

artige Formen der Fischerei und Schifffahrt auf dem heiligen Gewässer eingeführt (letztere vermittelt glatten runden Baumstämmen von etwa 6 Fuss Länge). Die Ufer des „heiligen Sees“ durften bis vor wenigen Jahren von keinem Fremden betreten werden. Der erste Europäer, der dorthin kam, ist wohl der Basler Missionar Ramseyer.

Deutsche im Auslande. Nach dem deutschen Reichsanzeiger befanden sich im Auslande:

	Reichsgebürtige	Reichsangehörige
Vereinigte Staaten von Amerika . . .	2,669,164	—
Schweiz	134,599	168,238
Russland (ohne Finnland)	—	151,102
Oesterreich	—	106,364
Frankreich	—	90,746
Grossbritannien	53,402	—
Australien	42,671	—
Belgien	40,936	53,408
Dänemark	35,061	—
Niederlande	—	31,654
Canada	27,302	6,486
Argentinien	—	17,143
Luxemburg	14,637	14,931
Italien	—	10,745

Von den in Deutschland ermittelten Fremden stammen aus:

	Geboren	Staatsangehörige
Oesterreich	338,377	371,005
den Niederlanden	94,172	88,085
Italien	62,001	69,738
Schweiz	57,635	55,494
Russland	89,213	46,967

Verkehrs-Notizen. Briefsendungen nach Persien werden jetzt wieder über Russland befördert.

Vom 15. November ab ist ein telephonischer Verkehr zwischen Leipzig und den schweizerischen Stationen Aarau, Basel, Bern, Biel Brugg, Chaux-de-Fonds, Delsberg, Genf, Laufen, Liestal, Luzern, Mariastein, Pruntrut, Rheinfelden, St. Gallen, Solothurn, Winterthur, Zofingen und Zürich zulässig. Gebühr für das Dreiminutengespräch 3 Mark.

Die in den Manifesten aufgeführten Packstücke nach Cuba dürfen nicht mit unbestimmten Angaben wie „Effekten, Kaufmannsgüter, Waren“ bezeichnet werden, vielmehr sind Angaben wie „Drogen, Eisenwaren“ oder ähnliche Bezeichnungen nach Massgabe der Ueberschriften der verschiedenen Gruppen, in die der Tarif eingeteilt ist, zu wählen.

Der neue mexikanische Zolltarif nebst den erläuternden Anmerkungen, den allgemeinen Bestimmungen zur Anwendung des Tarifs und dem Warenverzeichnis ist in amtlicher Ausgabe unter dem Titel „Tarifa de la Ordenanza General de Aduanas de los Estados Unidos Mexicanos“ in Mexiko, Tipografia de la Oficina Impresora de Estampillas, Palacio Nacional, 1905, zum Preise von 2 Pesos erschienen. Eine deutsche Uebersetzung ist im deutschen Handelsarchiv erschienen und ist auch besonders zu haben.